



Prekärer Ruhestand Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter

Interdisziplinärer Workshop

am 10./11. Oktober 2013

Ludwig-Maximilians-Universität München
Geschwister-Scholl-Platz 1
(Raum D 209)
(U3 / U6 Haltestelle Universität)

Anmeldungen bis zum 31. August bitte an:
a.rau@vkde.fak12.uni-muenchen.de

VK*EE INSTITUT FÜR VOLKSKUNDE/
EUROPÄISCHE ETHNOLOGIE
Oettingenstraße 67 D-80538 München
<http://www.volkskunde.uni-muenchen.de>

Mit freundlicher Unterstützung durch:



Bayerisches Staatsministerium für
Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen



Veranstalter:

Institut für Volkskunde / Europäische Ethnologie (LMU)
Prof. Dr. Irene Götz, Dr. des. Katrin Lehnert
In Kooperation mit der Frauenbeauftragten
der LMU, Dr. Margit Weber

Donnerstag, 10. Oktober 2013

12:00 Uhr Eröffnung des Tagungsbüros

13:00 – 13:30 Uhr

Grußworte

Dr. Margit Weber, Frauenbeauftragte der LMU

Joachim Unterländer, MdL (München)

Einführung

Prof. Dr. Irene Götz (Universität München) /
Dr. des. Katrin Lehnert (Universität München):
Zur Einführung: Arbeit und Lebensführung
von Frauen im Alter

13:30 – 14:30 Uhr

SEKTION 1: Altersarmut von Frauen: „Spätfolgen“ eines gegenderten Arbeitsmarktes?

Dipl.-Soz. Brigitte L. Loose
(Deutsche Rentenversicherung Bund, Berlin):
Einkommensperspektiven familiengeprägter
Erwerbsbiografien im Alter

Dr. Anika Rasner (DIW Berlin):
Bestimmungsfaktoren geschlechtsspezifischer
Unterschiede in der Alterssicherung von aktuellen
und zukünftigen Rentnergenerationen

14:30 – 15:00 Uhr Kaffeepause

15:00 – 16:30 Uhr

SEKTION 2: Altersarbeit von Frauen: Befunde aus Forschung und Praxis

Dr. Gisela Notz (Sozialwissenschaftlerin, Berlin):
Ältere Frauen zwischen (Un)ruhestand und neuen
Aufgaben

Dipl.-Soz. Anna Hokema (Universität Bremen):
Erwerbstätigkeit von Frauen im Rentenalter: Gründe,
Bedeutungen und Arbeitsformen

Dr. Winfried Leisgang (Caritas Freiwilligennetz,
München):
Freiwillig engagierte Frauen im Caritas f-net
München und der subjektive Blick auf Armut

16:30 – 17:00 Uhr Kaffeepause

17:00 – 19:00 Uhr

SEKTION 3: Alltag und Realität der Altersarbeit – Fallbeispiele und Werkstattberichte

Dr. Esther Gajek (Universität Regensburg):
Gut versteckt. Beginnende Verarmung von älteren
Frauen in den mittleren Schichten und Strategien
der Bewältigung

Maren Glander M.A. (Universität Kiel):
Granny Aupair. Mobilität als Strategie im
Umgang mit Alter

Alexandra Rau M.A. (Universität München):
Prekärer Unruhestand – Flaschensammeln als
aktive Strategie gegen Altersarmut

Dr. Margit Weber (Universität München) /
Dr. Franz Kalde (Universität Salzburg):
Vollzeitjob für Gotteslohn – Altersvorsorge und
-versorgung katholischer Pfarrhaushälterinnen
im 20. Jahrhundert

19:00 Uhr Gemeinsames Abendessen

Freitag, 11. Oktober 2013

9:30 – 10:00 Uhr

Dipl.-Soz.Ök. Hannelore Buls
(Deutscher Frauenrat, Berlin):
Diskurs und Realität weiblicher Altersarmut und
die derzeit diskutierten Politiken

10:00 – 10:15 Uhr Kaffeepause

10:15 – 11:45 Uhr

PODIUM: Frauen im Alter – Politische und praktische Herausforderungen sowie Formen der Selbstorganisation

Dipl.-Soz.Ök. Hannelore Buls
(Deutscher Frauenrat, Berlin)

Dipl.-Betriebsw. Monika A. Gimpel
(Lichtblick Seniorenhilfe e.V., München)

Dipl.-Soz. Heike Skok
(Urbanes Wohnen e.V., München)

Joachim Unterländer, MdL
(München)

Dipl.-Soz.Päd. Andrea Bayer
(Caritas Seniorenfachberatung, Augsburg)

Moderation: **Dr. Margit Weber**

11:45 – 12:15 Uhr Kaffeepause

12:15 – 13:00 Uhr Abschlussvortrag

Prof. Dr. Stephan Lessenich (Universität Jena):
Abschied vom „Ruhestand“. Zur politischen
Delegitimierung einer gesellschaftlichen Lebensform

13:00 Uhr Schlussdiskussion

13:30 Uhr Ende des Workshops

Zur Einführung | Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter

I. Gesellschaftliche Hintergründe der Tagungsthematik (Irene Götz)

Mit dieser Tagung gehen wir ein politisch brisantes Thema an, das zunehmend an Bedeutung gewinnt, aber gleichwohl völlig untererforscht ist. Zwar ist schon viel geforscht und debattiert worden: zum einen über Altersarmut aber auch – zum anderen – über das vorhandene ökonomische Potential sowie das Erfahrungskapital und die Frage aktivierbarer gesellschaftlicher Verantwortungsübernahme älterer Menschen. Doch dem damit verbundenen Aspekt des Tätigseins von Frauen im Rentenalter ist bislang noch kaum wissenschaftliche Aufmerksamkeit zu Teil geworden. Erste wichtige Ansätze finden sich in der Erforschung ehrenamtlicher Tätigkeiten und der familiären Pflegearbeit und deren geschlechtsbezogenen Ausprägungen. Doch wenig bis gar nicht ausgeleuchtet ist bisher das Feld der Erwerbsarbeit älterer Frauen. Dies hat uns, Katrin Lehnert und mich, die wir uns schon länger mit Fragen der Prekarisierung von Arbeit aus arbeitsethnologischer Sicht beschäftigen, zu dieser Tagung motiviert, um hier erste Forschungsergebnisse zu sichten und durch den Austausch mit Kolleginnen und Kollegen sowie Vertreterinnen aus Politik und Praxis weiterführende Fragen zu formulieren.

Als Einführung erlaube ich mir zunächst, ein paar persönlich gefärbte Schlaglichter auf die Historizität der Altersbilder zu werfen. Damit will ich exemplarisch die Zeitgebundenheit der Formen von Arbeit vor und im Alter skizzieren und vor allem auf die gewandelten Einstellungen, Selbst- und Fremdbilder hinweisen: Wie bestimmt und bestimmte also Arbeit die soziale Zuschreibung von Alter? Welche Rolle hat die Kategorie Geschlecht für das jeweilige Verhältnis, das Frauen und Männer in den verschiedenen Stationen ihres Lebenslaufs einer bestimmten Form von Tätigsein entgegenbringen müssen, können und/oder wollen?

Als mein Großvater in den 1960er Jahren verrentet wurde, mag sich das Familieneinkommen dieser mittelbadischen Arbeiterfamilie zwar verkleinert haben; doch rein äußerlich änderte sich am Tätigsein – und wohl auch am Selbstverständnis – meiner Großeltern nicht viel: Nie, außer an Sonn- und Feiertagen, bis kurz vor ihrem Tod, habe ich ihn und sie anders erlebt als in ihren Arbeitsschürzen, im Stall, im Haus oder auf dem Traktor im Feld. Ganz anders mein anderer Großvater, der zur gleichen Zeit als Volksschulrektor in Pension ging und fortan sein Leben in Erinnerungen an 40 Jahre Berufstätigkeit und den Neustart als „rüstiger Rentner“ unterteilte. Gehörte er doch zu der wohl ersten Generation der Nachkriegsjahre, die als Rentner, zumal als Pensionär, mit ihrer Rente oder hier Pension in bescheidenem Wohlstand tatsächlich Müßiggang und Hobbies pflegen konnten. Ich sehe ihn noch vor mir, am Klavier

oder mit einem Wörterbuch beim Selbststudium einer der Sprachen, die er sich noch in den langen 30 Lebensjahren als Pensionär aneignete. Sein respektabler Status in der Kleinstadt, ja ein großer Teil seiner Identität, wurde weiterhin durch sein früheres Amt bestimmt; es hatte ihm jetzt Ehrenämter verschafft, die entsprechend mit Geschenkkörben zu den runden Geburtstagen entlohnt wurden. Seine Frau hielt ihm durch die Hausarbeit den Rücken frei – sie bewirtete ganz selbstverständlich die Geburtstagsgratulanten und kümmerte sich nebenbei um den Enkel.

Noch in den 1950er Jahren hatten Rentnerinnen und Rentner als arm und gebrechlich gegolten; gleichwohl war es üblich und notwendig für viele, trotz Verrentung weiterzuarbeiten. Insofern waren meine Arbeiter-Großeltern eher der Normalfall, mein mittelschichtlicher Großvater war eher die Ausnahme, oder jedenfalls ein Novum, das jedoch dann Ende der 1960er Jahre, als die Wirtschaft nach den Wohlstandsjahren wieder zu stagnieren begann, politisch auch gewollt war: Die Alten sollten und konnten es sich zum Teil auch jetzt leisten, zugunsten der jüngeren Arbeitssuchenden zuhause zu bleiben.

Und die zugehörigen Frauen? Auch hier ist meine Familie durchaus prototypisch. Beide Großmütter, um 1900 geboren, hatten keine Ausbildung, aber von Jugend an im Haus und auf dem Hof gearbeitet als Teil der familiären Solidargemeinschaft, und sie taten das bis zu ihrem Tod weiter, in der festen genderspezifischen Rollenaufteilung, die in dieser Generation, zumal in diesen Milieus, wenig reflektiert wurde.

Wie erging es der nächsten Generation? Konzentrieren wir uns hier auf die Frauen: Die Töchter des Lehrers, aber auch die der Arbeiterfamilie, in den 1930er und 1940er Jahren geboren, waren schon besser ausgebildet als ihre Mütter; gleichwohl übten sie (bis auf die Ausnahme einer im gemeinsamen Geschäft mitarbeitenden Frau) ihre erlernten Berufe nur bis zur Familiengründung aus. Für sie griff in den späten 1950er und 1960er Jahren die Idee und Praxis der von einer sehr konservativen Familienpolitik damals unterstützten Idee der Ein-Ernährer-Familie. Dieses Familienmodell, das der Soziologe Talcott Parsons als funktional in der arbeitsteiligen Industriegesellschaft ausgemacht hatte ¹, erlebte in der Wirtschaftswunderzeit des westlichen Europas bis in die 1970er Jahre hinein eine Blüte. Jetzt konnten es sich, historisch einmalig, in manchen Regionen die sich modernisierenden mittleren Schichten leisten, die Frau auf die reproduktiven Aufgaben zu beschränken. Ein Facharbeiter verdiente erstmals in der Geschichte (in manchen Gegenden jedenfalls) genügend, um einer Familie einen bescheidenen Wohlstand – auch im Rentenalter – zu sichern. Vielen Frauen war es gar nicht in den Sinn gekommen, bzw. sollte es nicht in den Sinn kommen, wenn Kinder da waren, erwerbstätig zu bleiben. Womit diese Frauen neben dem gesicherten Erwerbseinkommen des Ehemannes ebenfalls rechnen zu können glaubten, war der fraglose Erhalt der familiären Solidarität – Scheidungen waren bekanntlich seltener und noch schwieriger, weil sich hier rechtlich noch „Schuldfragen“ und bis in die späten 1970er Jahre auch entsprechend diffizile Fragen der Versorgung stellten. Frauen konnten, wenn sie gemeinsam mit ihrem Ehemann alt wurden, mit einer Witwenrente rechnen, die zwar eine Einbuße bedeutete, aber Altersarmut dennoch besser vorbeugte als heute. Erwerbstätige Single-Frauen und Verheiratete, die nicht aus dem Erwerbsleben ausschieden,

¹ Parsons, Talcott/Bales, Robert F. (1955): Family, Socialization and Interaction Process. Glenoce (Reprint London u.a. 1998).

gab es natürlich ebenfalls, doch das fordistische Standardmodell war und blieb lange Zeit die männlich dominierte Ein-Ernährer-Familie, die auch durch diverse Familien- und Sozialgesetzgebungen politisch unterfüttert wurde. Vollzeitarbeit war überdies der Normalfall und sie war männlich und ist es, wie die Zahlen belegen, bis heute.

Die Frauen der nächsten Generation, geboren in den 1960er und 1970er Jahren, waren, kurz gesagt, dann die Profiteurinnen des in ihren Familien erwirtschafteten relativen Wohlstands, sie waren auch die Profiteurinnen der 1968er Modernisierungsbewegung, der zweiten Frauenbewegung und vor allem einer entsprechenden Bildungsoffensive. Vergleichsweise gut ausgebildet und mit anderen Erwartungen an die eigene Berufswahl und -ausübung als ihre Mütter versehen (wenngleich oft nicht mit anderen Geschlechterrollen-Konzepten bezüglich familiärer Arbeitsteilung), strebte diese Generation auf den Arbeitsmarkt. Sie vor allem waren es, die die „normative Subjektivierung“ von Erwerbsarbeit mit ihren Selbstverwirklichungs- und Vereinbarkeitsansprüchen seit den 1980er Jahren vorantrieben (wie der Soziologe Martin Baethge herausstellte²): Diese Frauen strebten Teilzeitarbeit an, sie wollten Familie und Sinnerfüllung im Beruf und/oder sie mussten auch vielfach wieder zum Familieneinkommen beitragen. Diese Generation autonomer gewordener Frauen trieb das Teilzeitarbeitsmodell als solches „von unten“ mit voran. Teilzeitarbeit war zunächst im Dienstleistungsbereich, in den viele Frauen drängten, ein Synonym für Frauenarbeit geworden, und es wurde – und wird – den Frauen von den Betrieben und der Arbeitsmarktpolitik auch als Wohltat für Vereinbarkeitsfragen verkauft. Doch es erwies sich nicht nur als Chance, sondern, karrierestrategisch und rententechnisch gesehen, für die Frauen als Falle.

Inzwischen ist hinlänglich bekannt, dass durch die Arbeitsmarktreformen der letzten Jahrzehnte die Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse so ausgebaut wurde, dass sie vor allem auch den Betrieben für ihre flexibilisierte Einstellungspolitik zur Abfederung von Marktschwankungen und zur Einsparung von Lohnnebenkosten nützt. Der „reflexive Kapitalismus“ hat sich, wie es Luc Boltanski und Ève Chiapello ausgedrückt haben³, eine widerständige oder emanzipatorische Errungenschaft der Beschäftigten einmal mehr zunutze gemacht. Und dies gereicht in Zeiten von 7,8 Millionen atypischen Arbeitsverhältnissen – Minijobs, Leiharbeit, Werkverträge, Teilzeitarbeit unter 20 Wochenstunden – den Beschäftigten selbst zum Nachteil: Die Kinder der Babyboomer-Generation, welche selbst zunächst von der Teilzeitarbeit als Errungenschaft zu profitieren schien, springen jetzt als „Generation Praktikum“ von Werkvertrag zu Minijob und Zweitjob. Wenn diese einmal in 30 bis 40 Jahren in Rente gehen, wie wird sich ihre Rentenzahlung dann, sofern sie in der heutigen Form noch existiert, zusammensetzen? Zweitjobs und Praktika geben keine Rentenpunkte. Hinzu kommt, dass die Frauen der mittleren und jungen Generation angesichts der zunehmenden Scheidungszahlen nicht mehr mit Absicherung im Alter durch eine zweite Rente bei geteilter Haushaltsführung rechnen können wie ihre Mütter und Großmütter. Die familiäre Solidarität zwischen den Generationen wird angesichts der häufig allein lebenden älteren (und immer älter werdenden) Generation zukünftig genauso verstärkt auf die Probe gestellt wie das Sicherungssystem des Staates.

² Baethge, Martin (1991): Arbeit, Vergesellschaftung, Identität. Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit. In: Soziale Welt 42,1, S. 6-19.

³ Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2006): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz.

Frauen treffen diese Entwicklungen noch immer härter, weil sie vor allem die Teilzeitarbeits- und Minijob-Modelle nutzen. Laut dem dritten „Bericht der Staatsregierung zur sozialen Lage in Bayern“ aus dem Jahr 2012 sind in Bayern 75,6% der erwerbstätigen Mütter mit Kindern unter 18 Jahren teilzeitbeschäftigt.⁴ Immerhin, bei Paaren mit minderjährigen Kindern tragen knapp 65% der Paare beide durch Erwerbsarbeit zum Familieneinkommen bei. In 29% der Fälle übernimmt allerdings noch der Mann die alleinige Ernährerrolle; bei lediglich 3 % ist nur die Frau erwerbstätig. Eine andere Statistik: Der Frauenanteil in Bayern bei Teilzeitbeschäftigungen beträgt fast 85%; bei älteren Arbeitnehmerinnen nimmt der Anteil an Teilzeitbeschäftigten und geringfügig Beschäftigten noch einmal drastisch zu.⁵

Viele Elternpaare leben also immer noch das traditionelle Rollenmodell mit entsprechend langen Zeiten weiblicher Erwerbslosigkeit. Die Folge sind Lücken in der Rentenvorsorge von Frauen. Auch die Sozialgesetze orientieren sich weiterhin am Modell des sogenannten Normalarbeitsverhältnisses. Auch wenn mit der Anrechenbarkeit von Kindererziehungszeiten auf die Rentenansprüche die noch immer wirkmächtigen typisch weiblichen Lebensläufe stärker berücksichtigt werden, ist das Rentenmodell somit weiterhin männlich geprägt und codiert.

In einem aktuellen Forschungsbericht der Robert Bosch-Stiftung – „Die Zukunft der Arbeitswelt. Auf dem Weg ins Jahr 2030“⁶ – erarbeitete eine interdisziplinäre Expertenkommission konkrete Handlungsanweisungen für Politik, Betriebe, Gesetzgeber und die Sozialpartner, um der „demographischen Zeitenwende“, d.h. der alternden und – trotz Zuwanderung – schrumpfenden Bevölkerung, zu begegnen. Die leitende Frage war: wie wird es möglich sein, trotz eklatantem Rückgang der Erwerbsbevölkerung und Zunahme der über 65jährigen in den nächsten Jahrzehnten das Gesamtarbeitsvolumen als zentrale Basis für Wohlstand und Wachstum zu sichern? Wie lässt sich angesichts des demografischen Wandels überhaupt vermeiden, dass die sozialen Sicherungssysteme noch mehr belastet werden? Und wie lässt sich hier Generationengerechtigkeit herstellen? Die ganz konkreten Empfehlungen treffen zentral in der Kern unser Tagungsthematik: Die Kommission empfiehlt nämlich neben einigen anderen Maßnahmen: „Lebensarbeitszeit verlängern“, „Beschäftigungsquoten erhöhen“. Die zugrundegelegten Modellrechnungen für die Zukunft laufen also genau darauf hinaus: Arbeit im Alter wird als volkswirtschaftlich unerlässlich erachtet und von den Sozialpartnern und Betrieben durch spezifische Angebote ermöglicht werden müssen. Und auch gerade die Frauen, die Teilzeitarbeit favorisieren, sollen, ja müssen, so fordert es die Kommission, aktiviert werden. Teilzeitarbeit um ein Drittel zu senken sei, so die Experten, einer der wirkungsvollsten Hebel, um die Produktivität der Volkswirtschaft bei einem veränderten Bevölkerungsaufbau zu erhalten.

Die in diesem Bericht aus makroökonomischer Perspektive überaus plausibel gemachten Forderungen haben dann jedoch, wenn sie umgesetzt werden (können), für die Mikroebene,

⁴ Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen (Hg.) (2012): Dritter Bericht der Staatsregierung zur sozialen Lage in Bayern. Online verfügbar unter http://www.stmas.bayern.de/imperia/md/content/stmas/stmas_internet/sozialpolitik/sozialbericht_2012.pdf (letzter Zugriff am 10.04.2014), siehe S. 124f.

⁵ Siehe ebd., S. 125.

⁶ Robert Bosch-Stiftung (Hg.) (2010): Leben im Alter. Online verfügbar unter http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/downloads/Zusammenfassung_Studie_Zukunft_der_Arbeitswelt.pdf (letzter Zugriff 10.04.2014).

für die gegenwärtige und zukünftige Generation, gerade von Frauen, erhebliche Konsequenzen, die Thema unserer Tagung sein müssen.

II. Fragestellungen des Workshops (Katrin Lehnert)

Nach diesen historischen und gesellschaftspolitischen Kontextualisierungen kommen wir zurück zu den Fragestellungen unseres Workshops. Wir fragen uns: Ist der „wohlverdiente Ruhestand“ als ein vormals auch politisch propagiertes Narrativ sowie die seit den 1970er Jahren verbreitete Praxis des entberuflichten Alters ein historisch einmaliges Phänomen, das, wie unser Schlussvortragender Stephan Lessenich konstatieren wird, bald der Vergangenheit angehört? Dies wäre eine Folge dessen, dass sich unsere Gesellschaft und vor allem die ältere Generation selbst diesen „Ruhestand“ nicht mehr leisten kann und will. Denn zunächst bringt diese oft ein anderes, aktiveres Selbstverständnis mit: „Die heutige Generation der Älteren ist die mit am wohlhabendste, gebildetste, gesündeste, fitteste und engagierteste aller Zeiten“, heißt es im bayrischen Sozialbericht aus dem Jahr 2012.⁷ Befragungen bestätigen die Zufriedenheit vieler gut gestellter älterer Menschen, die die Vorstellung vom „bedürftigen Alten“ oder vom „rüstigen Rentner“ im „wohlverdienten Ruhestand“ als überholt von sich weisen. Fitness und Leistungsbereitschaft gehören weit mehr zu ihrem Selbstbild und Habitus. Und dieses Selbstbild wird ihnen auch durch die medialen Diskurse und Altenberichte zugeschrieben. Es drückt sich zudem – wenn auch ungenügend – in Zahlen aus: Laut bayrischem Sozialbericht von 2012 sind derzeit zwar nur 5,6 Prozent der über 65-Jährigen erwerbstätig, meist Selbständige und mithelfende Familienangehörige, übrigens deutlich mehr Männer als Frauen.⁸ Docht die Tendenz ist steigend. *Nicht* eingerechnet ist hier die Dunkelziffer an inoffiziell Erwerbstätigen, die ihre Rente beispielsweise durch Pflegetätigkeiten, Kinderbetreuung, als Reinigungskraft oder durch Flaschensammeln aufbessern. Bei diesen Tätigkeiten dürfte die Anzahl an Frauen weit höher sein.⁹

Das bedeutet, dass sich das zurückliegende Erwerbsarbeits- und Familienleben nicht nur in der Höhe der Rente widerspiegelt. Eine in den Sozialwissenschaften existierende These von der Angleichung der Lebensweisen im Alter wurde plausibel zurückgewiesen, etwa von der Soziologin Gertraud Backes. Sie macht darauf aufmerksam, dass sich neben anderen Differenzen wie Klasse, Kohorte und Nationalität insbesondere auch geschlechtsspezifische Lebenslagen und Lebensstile im Alter fortsetzen.¹⁰ Erkennbar wird dies daran, dass Männer häufiger in nachberuflichen Tätigkeiten eine bezahlte oder ehrenamtliche Fortsetzung ihres Berufes anstreben – und damit auch die entsprechende Anerkennung für ihr Wirken in der Öffentlichkeit ernten –, während Frauen sich auch und gerade im Alter auf Haus- und

⁷ Dritter Bericht der Staatsregierung zur sozialen Lage in Bayern (2012) (wie FN 4), S. 88.

⁸ Ebd., S. 89.

⁹ Es fehlt zudem die Dunkelziffer derjenigen, die sich bei entsprechenden Befragungen nicht zu ihrer prekären Tätigkeit bekennen (und dies nicht nur aus Angst vor Rentenkürzungen): Aus den einschlägigen Sozialberichten ist bekannt, dass zumindest bei denjenigen, die zu ihrer geringen Rente noch staatliche Unterstützungsleistungen beziehen könnten, ein großer Teil dies aus Scham oder Stolz nicht tut.

¹⁰ Vgl. Backes, Gertraud M. (2004): Alter(n). Ein kaum entdecktes Arbeitsfeld der Frauen- und Geschlechterforschung, in: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden, S. 395-401, hier S. 396 f.

Familienarbeit konzentrieren. Dies liegt nicht zuletzt an der höheren Lebenserwartung von Frauen, die dazu führt, dass Frauen ihre Ehemänner bis zum Tod betreuen und pflegen, selbst aber seltener auf derartige Hilfen zurückgreifen können. Somit leben Frauen zwar länger, aber nicht besser: Sie sind häufiger als Männer von Altersarmut und Einsamkeit betroffen, sind häufiger chronisch krank, müssen familiäre Leistungen erbringen, die ihrer gesundheitlichen Situation nicht mehr angemessen sind, und müssen häufiger dazuverdienen. Anders ausgedrückt: Männer sind im Alter vergleichsweise seltener und weniger stark von sozialen Problemen betroffen als Frauen.¹¹

Bezüglich der Armutsgefährdung von Frauen ab 65 Jahren wird diese Einschätzung auch vom bayrischen Sozialbericht gestützt, wobei hier Frauen mit Migrationshintergrund und Singlehaushalte als besonders gefährdet gelten.¹² Weitere Kumulationen von Benachteiligungen finden sich laut Gertrud Backes bei Arbeiterwitwen ohne oder mit nur geringfügiger Qualifikation, mit diskontinuierlichem Erwerbsverlauf und mit Mehrfachbelastung. Umgekehrt häufen sich bei Männern die Vorteile durch hohe Qualifizierung und kontinuierliche Beschäftigung mit entsprechendem Einkommen, Prestige und Einfluss, die sich bis ins hohe Alter hinein auf ihre Lebenslage auswirken.¹³ Wir werden hierzu im ersten Panel noch qualifizierte Vorträge hören. Bis dahin kann festgehalten werden: Rentenalter, weibliches Geschlecht, Arbeiter- und Migrationshintergrund, geringe Bildung und Singlehaushalt sind armutsgefährdende Kategorien und Mixturen.

Vor diesem Hintergrund stellen wir uns nun die Frage, wie von den Betroffenen selbst auf diese Situation reagiert wird und wie sie mit der oben genannten (Selbst-) Wahrnehmung der aktiven und leistungsbereiten Alten in Zusammenhang steht bzw. in Zusammenhang gebracht wird. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass ältere Frauen *sowohl* aus familiären oder finanziellen Zwängen *als auch* zugleich aus einem inneren Sinnverlust und Selbstverwirklichungswunsch heraus arbeiten. Konkret geht es auf unserer Tagung deshalb auch darum, was das gewandelte Altersbild, diese veränderte Erwartung an ein selbstvorsorgendes und aktives Alter, speziell für Frauen bedeutet, für ihre Lebensstandards und alltägliche Lebensführung im Alter, für ein Wirtschaften mit vielleicht knappen Mitteln und Zusatzjobs, angesichts eines alternden Körpers und geringer werdender „employability“. Wie, wann und von welchen Milieus wird der Eintritt ins Rentenalter überhaupt als eine Zäsur erlebt? Welche Lösungen finden ältere Frauen gegenwärtig und in Zukunft, um Altersarmut zu begegnen oder vorzubeugen? Wie bewältigen sie Prekarisierungsprozesse und ihre oft gebrochenen Erwerbsbiografien? Es sollen hier jedoch nicht nur ökonomische Probleme des Lebenserhalts thematisiert werden, sondern auch die Begleiterscheinungen von Prekarität. Diese sind, wie die Prekaritätsforschung immer wieder herausgestellt hat, neben einer nicht ausreichenden materiellen Existenzsicherung auch eine fehlende Planungssicherheit, Angst vor Statusverlust (nicht mehr mithalten zu können), fehlende institutionelle und soziale Einbindung, entsprechend Einsamkeit und fehlende Sinnhaftigkeit des Alltags.¹⁴ Aus diesen Problemfeldern erwachsen subjektive Formen von „agency“, d.h. von aktiv geleisteter

¹¹ Ebd.

¹² Dritter Bericht der Staatsregierung zur sozialen Lage in Bayern (2012) (wie Anm. 4), S. 348.

¹³ Backes, Gertrud M. (2004) (wie Anm. 9), S. 398.

¹⁴ Vgl. bspw. Götz, Irene/Lemberger, Barbara (Hg.): Prekär arbeiten – prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt/M./New York 2009.

„Arbeit“ am (Über-)Lebensentwurf im letzten Lebensdrittel. Diese wird individuell geleistet oder auch innerhalb von Unterstützungsnetzwerken wie beispielsweise Mehrgenerationenwohnhäusern oder Tauschringen außerhalb der Geldökonomie.

Es geht uns also nicht nur um die politische und gesellschaftliche Makroperspektive, um hoch brisante Fragen der Arbeitsmarkt- und Rentenpolitik oder auch um die Familienpolitik in Zeiten des demografischen Wandels. Es geht uns auch um die subjektorientierten Mikroperspektiven, um die Frauen selbst und ihre Erfahrungen. Die Zusammenschau von Makroperspektiven und Erfahrungsberichten soll nun heute und morgen im produktiven Austausch verschiedener Perspektiven und Disziplinen geschehen: Es wird berichtet aus quantitativen und qualitativen sozialwissenschaftlichen Studien, die Ursachen und Folgen von Altersarmut und -arbeit in den Blick nehmen. Gleichzeitig interessiert uns die Sicht der PraktikerInnen, wie beispielsweise soziale Projekte an der Basis, die bereits langjährige Erfahrungen in der Arbeit mit älteren Frauen gesammelt haben. Nicht zuletzt befragen wir PolitikerInnen, die sich den veränderten Lebensbedingungen älterer Menschen zunehmend stellen beziehungsweise zunehmend stellen müssen.